

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

256 (4.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Musik nach Maß

Die Arbeit eines Tonfilmkomponisten besteht nicht etwa darin, daß er zu ein paar Liedertexten, die ihm fertig vorgelegt werden, schnell ein bißchen Musik schreibt, sondern sie ist von der Geburtsstunde der Filmbilder an organisch mit dem Gesamtaufbau verflochten.

Zunächst hat der Komponist natürlich mitzubedenken, ob sich der Stoff zu einem Tonfilm oder gar zu einer Tonfilmoperette überhaupt eignet. In Hand des Drehbuches wird festgestellt, an welchen Stellen und Szenen organisch Musik einzufügen wäre und zusammen mit dem Autor werden die Gelegenheiten und der ungefähre Inhalt einiger Lieder festgelegt.

Wie nach diesen Vorbereitungen meine persönliche Arbeit weiterging, will ich an dem Beispiel des Hans Albers-Film „Bomben auf Monte Carlo“, der in den Kesselspielen zur Aufführung gelang, erzählen: Ich hatte in diesem Film gleichzeitig die musikalische Leitung, so daß der „Komponist“ und der „Kavellmeister“, der auch die Wahl der Kapellen, Chöre und Solis hatte, sich auseinandersetzen mußten. — Matrosen aller Herren Länder singen auf einem verlassenen Kriegsschiff ein wehmütiges Lied. Wie kann man diese Internationalität ohne viel erkündernde Text am besten ausdrücken? Ich ließ abwechselnd die verschiedenen Landessprachen zwei Zeilen in ihrer Sprache singen und gab jeder Nation ihre eigene Begleitmusik hinzu.

Die Deutschen singen mit Ziehharmonika, die Russen mit Balalaika-Begleitung, die Italiener mit Mandoline und so fort. Nun wanderte die fertige Musik mit Sprachenanlage und meiner ungeübten Inhaltsvorstellung in die Hände von Gilbert, der dazu den Text fand: „Wenn der Wind weht über das Meer, trägt er mein Lied in die Heimat“, auf gleiche Weise entstand auch das heitere „Lied der Matrosen“.

Nur bei dem „Spottlied auf die Königin“ wurde mir von der Ufa ein fertiger Text vorgelegt und ich begann ihn zu vertonen.

Kotabene geschieht das nicht, indem ich mich an das Klavier setzte und beim Spielen eine Melodie finde. — Man würde dabei zu sehr dem Einfluß gewohnter Akkorde erliegen, — sondern ich muß die fertige Musik in meinem Kopf stehen, dann schreibe ich die Noten auf und nur als eine Art von Kontrolle spiele ich sie schließlich auf dem Flügel. Bisher hat sich immer die fertige Komposition mit meiner inneren Klangvorstellung genau gedeutet.

Wie ich nun an das „Spottlied auf die Königin“ ging, kam ich plötzlich in einen derartigen Rhythmus, daß ich keine Rücksicht mehr auf den Text nehmen konnte und der arme Gilbert seine Verse nach meiner Melodie noch einmal ganz ummodellieren mußte.

Am lebendigsten ist mir noch die Entstehung des Tango „Eine Nacht in Monte Carlo“ in Erinnerung. Als der Film erst im Stadion eines Planes war, fuhr ich nach Monte, um Eindrücke für meine Arbeit zu sammeln. Und die Wirkung der Riviera auf mich war nach sechsechzigjähriger Abwesenheit so stark, daß sie sich sofort in Musik, nämlich in das Tango, umießte. Ich wurde neugierig gefragt, wie ich denn diese Melodie so lange behalten hätte, ohne sie aufzuschreiben. Ich bin der Meinung, daß man Melodien, die man vernennen kann, ruhig verassen soll, denn dann schloßen sie doch nicht ein.

Nun besteht die Musik zu einer Filmoperette ja nicht nur in einigen Liedern. In Kommerz „Bomben auf Monte Carlo“ sind, wie ich mir zusammenzurechnen habe, insgesamt vierzig Minuten Musik. Soweit diese Begleitmusik ist, besteht sie hauptsächlich aus Variationen der vier Hauptmotive.

Zum größten Teil ist das Stück bei der Arbeit am Drehbuch entstanden, aber da beim Film ja im Kleinen, während der Arbeit viel Neues und Änderungen gefunden werden, muß sich die Musik dieser Arbeit anpassen und entsteht oft während der Aufnahmen. Da gibt es Schwierigkeiten aller Art.

Hierfür ein Beispiel: Wir waren mitten in der Aufnahme, als sich herausstellte, daß noch einige Meter Musik fehlten. Ohne diese zehn Takte konnte nicht weitergedreht werden, alles wartete auf mich. Ich stand auf meinem Pult vor dem Orchester und begann: „Erste Geige Viertelnote“, und so weiter. Aus dem Kopf diktierte

ich zehn Takte jeder Stimme des 45 Mann starken Orchesters, die Musiker schrieben die Noten auf, ich hob den Taktschlag, und das Orchester spielte zehn Takte Musik, die fünf Minuten vorher noch nicht bestanden hatten. Die Aufnahme konnte weiter gehen.

Werner Richard Hermann.

## Theater und Musik

### Badisches Landesstheater

Neu einstudiert: „Prinz Friedrich von Homburg“  
Schauspiel in 5 Akten von Heinrich von Kleist

Literarische Domestiken der vorwiegend preussischen Donaglie unternehmen den Versuch, der heranwachsenden Generation die seitdem gedankenlos nachgeplapperte Meinung aufzubrechen, als handle es sich um „Prinzen Friedrich von Homburg“ um ein Hohensoilerndrama, wie „Minna von Barnhelm“ eines ist. Der große Kurfürst spielt nicht die Hauptrolle, und den Ruhm an seiner ständischen Daseinsart bei Hebeln schreibt Kleist dem Homburger zu. Die Nachfahren der Bezirker von Hohensoilerndrama könnten mit ebensolchem oder mit noch mehr Recht das Stück ein Hohensoilerndrama nennen.

Auch insofern ist es kein Hohensoilerndrama, als etwa die sittliche Idee des Stückes, die Notwendigkeit der absoluten Unterordnung des Individuums unter die Staatsautorität, etwas spezifisch Preussisches oder ganz Hohensoilerndramatisches darstellt. In dieser hohen Auffassung sind Menschen zu allen Zeiten und in allen Zonen vorgefunden. Sie ereignet bei den Griechen (Opferung der Iphigenie) und Römern (Titus Manlius) so gut wie bei den Bayern (Hebel, Agnes Bernauer). Das Motiv in Kleists Stück ist zeitlos; der Dichter hätte es ebensogut an irgendeiner anderen Person demonstrieren können. Zudem bietet die preussische Geschichte nur eine ganz dünne Unterlage; fünfundsiebzig Prozent der Begebenheiten seines Dramas stammen aus Kleists Phantasie.

Kein, der „Prinz von Homburg“ ist eine echte und rechte Liebesgeschichte; geboren aus der verkehrenden Sehnsucht des Kranken und enttäuschten Dichters nach dem Höchsten und Schönsten, was eine Menschenseele empfinden kann. Prinz Friedrich von Homburg, der mondichtige Nachkomme und verlorne Tagelöhner ist verliebt. Das Herz schneidet, hat ihn bis zu den Wurzeln seines Weisens aufgewühlt. Es gibt Grund und Wirkungsunterstützung bei dieser verdrängten und viel beängsten Leidenschaft. „Die kleinen Acker“ in den Stumpf hinein, die großen Seelen wagt sie piegelrein.“ Beim Prinzen von Homburg denken wir an „Romeo und Julie“, so renaissancehaft hochpersönlich, selbständig, unbedonnen tritt das Gefühl hier auf. Neben solcher Liebe schumpft alles Lebrige zu lächerlicher Unwirksamkeit zusammen. Liebe, keine Liebeslei. Liebe wie sie in dem ersten Goethe glüht, als ein kosmisches Erlebnis, das, den angebeteten Gegenstand idealisierend, sich zu einer Ahnung göttlicher Schönheit und Güte weitet und die abgedrückene Redensart buchstäblich wahr macht, daß sie den Himmel auf die Erde herabholt. „Ein vergotteter Augenblick des Alls“ formuliert es Gumbold. Gefühl ist alles! Bei Kleist schon vornehm.

Nun ist des Prinzen romantischer Gefühlsüberwältigung leider Gottes mit einer so realen Sache wie dem Heerführertum gewahrt. Eine unmögliche Verbindung. Ein solcher Träumer könnte nicht einmal Bankaffäre sein, geschweige denn Schlachtfeld. Da stehen sich die beiden in hart im Raume. Aber er geht nach dem Siegeslober, er will sich das Heidenreich um die Schläfen wunden — alles wegen Kataliens. Sein Selbstentwurf empfindet seine mächtigsten Antriebe von seiner Liebe, wie Vulkanismus auf allem Ueberflut ausdrücklich betont. Und der Kurfürst hat bitter recht, wenn er in Hinweis auf das Mädchen mit dem Lorbeerzweig meint: „Im Traum erinnt man solche Dinge nicht.“ Der Prinz muß erst durch

die Vernichtung seiner Individualität geläutert werden. Er muß durch die bittere Erfahrung lernen, daß die Persönlichkeit von der Staatsidee ausgeht, und erst als er das süßelnde Gefühl in sich aufgenommen hat, kann er als höherer Mensch gelten. „Wir müssen unsere Existenz aufgeben, um zu existieren“, sagt Goethe. Dem kann auch ein Sozialdemokrat zustimmen.

Der Reiz des Herrn Ulrich von der Trenck darf man eine volle Anerkennung zollen für die ansichende Gestaltung des politischen Wertes, das er zu erhellender Wirkung und harter Geschlossenheit brachte. Die Vorstellung ist klar und temperamentvoll, doch, wie man es von einem preussischen Soldatenstück erwartet. Den Prinzen spielte Herr Joachim Ernst, der für diese Rolle auch den Wuchs des preussischen Offiziers mitbrachte, mit jugendlichem Feuer und starker Innerlichkeit, so daß ein Schicksal jedes Lebermuts trat, die einen jungen Offizier so auf kleidet. Wenn die Reize die berühmte Beweisszene (III, 5) noch mehr verhalten hätte, wäre die Wirkung vielleicht noch mehr in die Tiefe gegangen. Auch am Schluß hat Herr Ernst nicht alle Wirkungsmöglichkeiten ausgeschöpft. In den Szenen 7 und 8 des letzten Aufzuges, wo er, vom Kurfürsten zu Hilfe gerufen, seine politische innere Wandlung bekundet, kam Herr Ernst ein bißchen zu sehr ins Rollen. Wir wünschten hier den über Nacht zum Manne gereiften Soldaten zu sehen, der mit dem Leben abgeschlossen hat und in seiner Rede die abschließende Weisheit, die große Ruhe, das Jenseitige des Todgeweihten bezeugt. Homburg hat den Sieg über den Feind in uns, den Trost, den Lebermut“ errungen und wirft sich dem Kurfürsten „Lieberweg“ zu Füßen. Das deutet auf eine andere politische Haltung als die der monotonen Beweisszene und lauten Deklamation, wie Ernst sie zeigte. Leider hat die Reize auch den Schluß des Stückes etwas verbogen. Die Liebesgeschichte endet damit, daß die Prinzessin dem Prinzen den Kranz aufsetzt, die Reize umhängt und in seine Hand an ihr Herz drückt. So verläßt er Kleist, und diese distrierte Geste findet dem Prinzen seine Liebesglut an. Aber diese schöne Geste hat uns Herr v. d. Trenck vorenthalten, so daß das Stück bei ihm lediglich mit der Begründung durch den Kurfürsten endet. Wir sind auch nicht damit einverstanden, daß Trenck das Schlußwort „In Staub mit allen Feinden“ den Brandenburgen“ entgegen dem Text dem Kurfürsten in den Mund legt, der es in einem warmen Tone zum Prinzen spricht. Herr Trenck will da eine Nuance ausdrücken, für die bei Kleist die Unterlage fehlt.

Neben dem Prinzen stand Herr Vertam als Natalie in halber, bester Weiblichkeit und menschlicher Größe. Man freut sich, bei dieser Emilia an sich arbeitenden Künstlerin die ins Auge fallenden Fortschritte zu beobachten, die sie hinsichtlich der Besetzung und Durchdringung ihrer Rollen macht, während sie die vollen Wirkungen in dem abwechselnden Hohensoiler nach vor wenig Jahren nicht immer erreichte. Hier hat die Kritik im Verein mit der Selbstkritik der Dame einmal wirklich Aufbaues geübt. Herrn v. d. Trenck als Kurfürst war eine sehr unrichtige Figur, in der sich mit der tragischen Mäandriertheit, Würde und Entschiedenheit des Staatsoberhauptes an hohe Würde und Güte des Menschen paarte, der beliebte Herr von Trenck sein will. Unter den Offizieren gab es prächtig gezeichnete Gestalten; Da len mit seiner etwas vorbildlichen Redeweise ein echter Hohensoiler. Herr v. d. Trenck als Kurfürst ist, für die allererst, ein überlegter, mit Worten parlierender Heerführer. Das Haus, das nicht einmal die sonst bei Kleist üblichen Läden auf den besten Wänden aufwies, lobte Darsteller und Regisseur mit verdientem Applaus.

## Gedanken-Splitter

Von Erik Romeo, Karlsruhe  
Ihr Recht nicht, schänt doch treffend  
Nur anerkannter Wert,  
Wenn er sie nur äußerlich leitet  
Oder überbaut nicht hört.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

31 Nachdruck verboten. Copyright by Fackelverlag Hamburg-Bergedorf

Auf den Trümmern wird hierauf der Bolschewismus sich zu organisieren versuchen. Aber auch der Bolschewismus kann nicht leben ohne organisierte Arbeit. Kein Volk Europas könnte nach einem Krieg aus eigener Kraft Arbeit und damit die Existenz organisieren! Es würden also die Höhlen der amerikanischen Hochfinanz die Trümmerstätten in Europa abhaken, ob es überhaupt noch lohnt, diese kläglich gewinn verprechenden, dann werden sie den Verbungernden vielleicht ein paar Milliarden gegen guten Zins leihen. Nicht zehn Generationen arbeiten Schuld und Zinsen ab! So wie seit dem letzten Weltkrieg die Völker Europas, die immer so stolz von ihrer Souveränität reden, schon heute nichts anderes sind als verkappte Kolonien und Sklavengebiete von fünfzehnhundert Weltberren! Dieses Schicksal von Frankreich, von Europa abwenden zu helfen, gehört zu meinen Lebensaufgaben.“

Zwanzig Augenpaare umkreisen den Redner. Keiner lächelt. Man hört ihre gespannten Atemzüge.

„Ich spreche von diesen sehr nüchternen Dingen, mein Herr, weil ich weiß, daß heute mit Hinweisen auf Geld besser zu argumentieren ist als mit ethischen Grundrissen. — Ich habe heute dem südländischen Gesandten mitgeteilt, daß der Bündnisfall nicht vorliegt, daß ich jede Unterstützung ablehne, wenn Belgrad nicht kurzentschieden sein Detachement aus dem albanischen Grenzgebiet herauszieht. Ich habe ferner den deutschen Botschafter dringend gebeten, seine Regierung zu bewegen, sofort den Boykott gegen jedes Land zu eröffnen, das zuerst mobil macht oder den Krieg erklärt. Ich habe dem Deutschen ferner feierlich versprochen, meine Kraft dafür einzusetzen, daß Frankreich das deutsche Volk aus den materiellen und ideellen Verpflichtungen eines Vertrages entläßt, der wie ein Fluch auf Europa lastet und letzten Endes auch die gegenwärtige Situation möglich gemacht hat. Ich habe Ihre entgegneren Gesichter, meine Herren, nennen Sie mich ruhig einen Halbfranzosen. Ihr Urteil ändert weder meine Gesinnung noch meine Absichten. Ich bin anmaßend genug zu erklären, daß ich mich von außergewöhnlich starken Kräften getragen weiß! Wenn Sie meine Politik nicht unterstützen, trete ich zwar als Minister ab, aber mein Kampf beginnt dann erst. Ich bin ehrlich genug, mit offenem Bist vor Ihnen zu stehen. Wahrscheinlich fühle ich mich zu dieser Offenheit stark genug! Das französische Volk fordert Frieden, weiß es weder überfallen noch verarmen zu lassen. Der Volkswille verpflichtet mich. Ich erfülle meine Pflicht, sei es mit Ihrem Willen, sei es ohne Ihren Willen.“

„Capponi mobilisiert!“ ruft Sumette über den Tisch.  
„Frankreich wird nicht mobilisieren! Nie mag Herr Capponi uns ansuarezeln, wenn wir das Schwert, allen sichtbar, in der Scheide lassen. Die Organisation meiner „Union“ ist mächtig ge-

nug, auch Herr Capponi in das europäische Gefüge zu zwängen, ob er will oder nicht! Daß ich die Völker Europas zum Boykott gegen Rom bringe, dessen leien Sie versichert! Ich glaube, Herr Capponi dürfte das abtun! — Sie kennen jetzt die Richtung meines politischen Willens, meine Herren. Stimmen Sie mir zu, dann haben wir gemeinsamen Weg. Lehnen Sie mich ab, dann erblicken Sie in mir Ihren unerbittlichen Gegner, der entschlossen ist, Ihren Sturz herbeizuführen.“

Im Saal herrscht Stille wie vor einem Sturm. Man war zwar auf allerlei Freundlichkeiten Brandts gefaßt gewesen, aber eine solche Brutalität der Sprache hatte noch kaum ein Minister seinen Koalitionsfreunden zu bieten gewagt.

Sumette läßt beide Fäuste auf seinen Platz niederfallen: „Jedes Volk hat für Ehre und Existenz zu bluten! Bis zum letzten Mann, wenn's nottut!“ Fünf, sechs Stimmen applaudieren.

„Der letzte Mann steht auf der anderen Seite“, lächelt Brandt ruhig zurück.

„Sollen wir vor Belgrad als meinethat Bundesgenosse dastehen?“ Sumette springt vom Stuhl auf.

„Europas Geschichte wurde zu dreiviertel aus Meined gemacht“, bemerkt Brandt lachend.

„Danke für Gesichtsflektion!“ hönt Sumette.  
Die Stimmen schwirren durcheinander. General Audinot beugt sich über den Tisch zum Präsidenten: „Meine Anwesenheit dürfte sich erübrigen, solange Staatskunst mit den Methoden der Heilsarmee verwechselt wird.“

Saint Brice wird immer wieder bei seiner neuen Rede unterbrochen.

„Italien bereitet den Krieg vor und wir philosophieren“, ruft er aus.

„Sie halten ja Capponis Drohung nur für Bluff! Warum erregen Sie sich also, Baron?“ Brandt lacht ironisch dabei. „Ich weiß doch, daß Sie im Herzensgrund zu allem anderen entschlossen sind als zum Krieg! Was soll also die Zusammensetzung der französischen Luftflotte! Das ist satanisches Spiel mit dem Feuer! Es bedarf dann nur noch des berühmten Funkens, der definitiv nie ausbleiben pflegt!“

Herr Lamoinet bereitet neue Zusammenstöße. „Ich hoffe, meine Herren“, sagt er verächtlich, „unser Entschlüsse werden uns leichter fallen, wenn der Herr Generalfeldmarschall die militärpolitische Lage beleuchtet haben wird.“ Er macht eine einladende Handbewegung zu Audinot hin.

Der General geht die Hände auf dem Rücken, im freien Raum des Hofes auf und nieder. Während er spricht, sieht er geradeaus, als wäre die Versammlung nicht vorhanden.

Politik interessiert mich nur, soweit sie ins militärische Gebiet übergrift. Ich beabsichtige nicht, Ihre rein politischen Entschlüsse zu beeinflussen. Zu meinem Reizort gehört nur die Ankerbelung der Kriegsmaschine für den Fall, daß die Staatskunst ihren Verlauf erlebt.“ Er schweigt eine Minute, dann fallen wieder kurz und edig seine Sätze: „Sebes Kind weiß, daß ein kommender Krieg keine Partei zu dreien sein wird, sondern daß ein Weltkrieg letzten Ausmaßes ins Rollen käme. An dieser Tatsache ändert auch

nichts die naive Bereitwilligkeit gewisser Regierungen, die Neutralität wahren zu wollen. Insbesondere hätte sich Berlin binnen drei Stunden zu entscheiden, ob es mit uns oder gegen uns marschieren will. Gründe: Unser jugoslawischer Bundesgenosse wird von dem überlegenen Heeren Italiens, vermutlich auch Belgiens und Griechenlands angepackt werden. Unmittelbare Unterstützung durch Frankreich ist Vorbereitung für die Entwicklung einer günstigen Kampflage. Die Kooperation der französischen Heere mit den Südländern und im weiteren Verlauf mit den Tschechen, Rumänen und Polen ist nicht von der französisch-italienischen Grenze her zu erreichen, die Alpen schlichen Anariffsoperationen großen Stiles aus. Weißt also den französischen Armeen nur der Weg durch Süddeutschland und Oesterreich. Der Herr Ministerpräsident hat mich informiert, daß Berlin die militärische Allianz mit Frankreich ablehnt. Tief bedauerlich, daß es unrer Politik veriaat blieb, deutsche Menschentat, deutsche Industrie und deutsche Organisationsgenie an untre Interesses zu fetten! Also Deutschland wird Feindgebiet sein! Es ist entworfen, wie Oesterreich und Ungarn. Die militärischen Kampfkräfte, auch wenn sie durch Volksaufstand unterstützt werden, sind zwar nicht als Katatellen einzuschätzen, aber ein Bruchteil der französischen Heeresmacht wird genügen, Deutschland, Oesterreich und Ungarn binnen drei, vier Wochen zu besetzen. Gebieten zu machen, ihren militärischen Wert zu vernichten. Damit ist dann unser Anschlag an untre Verbündeten sichergestellt. Die Abrechnung mit den machabenden Gegnern kann beginnen: mit Italien und Rußland.“ Pause. Audinots Stimme wird härter und energischer. „Der Ausgang eines modernen Krieges liegt weit mehr als früher, schon in seiner Eröffnung beselossen. Rücksichtsloser Offensivgeist wird untre Kriegsführung kennzeichnen. Der richtige und überraschende Einlat der Luftstreitkräfte muß bereits die Lähmung der Gegner herbeiführen. Es ist deshalb sehr zweifelhaft, ob in Zukunft die Partner ihre Kriegesabsicht durch vorangehende formelle Kriegserklärungen preisgeben! Das Moment der Hebergründung wird sich kein Generalfeld für seine Luftarmee entgegen lassen. Moralische Bedenken werden belanglos. Es ist ein Kampf auf Sieg oder Untergang, nach ethischen Grundrissen kann nicht mehr gefragt werden. Ebenso wenig hat man zwischen kämpfender Front und Hinterland zu unterscheiden. Die Länder werden in ihrer Gesamtheit zu Kriegsschauplätzen. Vermittlungen im Innern Frankreichs, Russlands, der Bevölkerung infolge feindlicher Luftangriffe, Beweissituationen der aufgewühlten Massen — das alles muß als unerbitliche Folge eines modernen Krieges mit aller Ueberlegung in Rechnung gestellt werden. Da annehmen ist, daß untre Gegner zur Verfechtung unres Volkslörpers sich auch des Basillentrieges bedienen werden, sind die gleichen Kampfmittel selbstredend auch auf untre Seite vorzubereiten. Unre industriellen Anlagen, Hauptstädte, Eisenbahnen, Flughäfen, die Zentren wirtschaftlichen Lebens bilden die natürlichen Anariffziele der gemehrten Luftflotten. Die Widerstandsarbeit der Bevölkerung gegen die ausgetreten harten Drier abzuwickeln, ist Sache des Staatsmannes, nicht des Generalfeldmarschalls. Ich habe nur die Maschine des Krieges zu bedienen.

(Fortsetzung folgt.)